

Die Flucht [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 41

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FLUCHT

Novelle von A. Fankhauser

Fortsetzung

Frau Lenina ging jedoch am nächsten Morgen nicht ins Büro. Noch bevor sie aufbrach, erschien der Postbote, der am Abend vorher den Schicksalsbrief für Iwan gebracht, abermals und überreichte einen gleich aussehenden, diesmal für „Frau Lenina Zraggen“, eigenhändig und nur gegen die Unterschrift der Empfängerin abzugeben.

Iwan nahm ihr das Schreiben aus den Händen, bevor sie es öffnen konnte. „Raten wir, was drin steht!“ sagte er und zwang sich zu einer scherzhaften Miene.

„Was wird drin stehen? Meine Veretzung in eine andere Stadt . . .“ sagte sie und zweifelte dabei. „Was meinst du, Wanjä, was drin steht?“

„Ich denke, es steht drin, daß dir die Behörde ersparen will, von diesen schlechten Seelen beleidigt zu werden. Sie wollen in der Regierung nicht, daß man dich boykottiert. Sie wissen, daß du um dich beißen wirst wie ein Wolf, und daß du dir dabei wehtun könntest. Wahrscheinlich schicken sie dich in die Ferien.“

„Wanjä, lieber Wanjä, was steht in dem Brief?“

„Wenn du lieb sein und nicht schreien willst, darfst du ihn öffnen, Katja“, sagte Iwan und reichte ihr das Schreiben. „Oder soll ich ihn aufmachen?“

„Ja Lieber, tu du's!“ bettelte sie und barg die Hände in den Achselhöhlen, als ob sie damit das Unangenehme, das sie nicht anzusehen wagte, vermeiden könne. Aber mit langen Blicken und immer blasser sah sie ihrem Manne zu, wie er mit dem Küchenmesser den Umschlag öffnete, den Maschinenbrief glättete und anscheinend gleichmütig las.

„Es ist so, Katja . . .“ sagte er.

„Was ist so?“ fragte sie leise und hielt den Atem an.

„Es ist so, daß sie dich in die Ferien entlassen wollen . . .“

Lange sagte Frau Lenina nichts, dann zischte sie zwischen den Zähnen: „Diese Bande!“ Sie war müde geworden und setzte sich auf die Küchenbank . . . oh, sie war auf einmal sehr müde geworden. Und nichts erschien ihr in diesem Augenblick verlässlicher als Iwans festes, lächelndes und von seltsamer Entschlossenheit befeuertes Gesicht.

„Weißt du, Katja, was einer in der Schweiz anfängt, wenn ihm die Stelle gekündigt wird? Und was seine Frau anfängt, wenn auch sie auf die Straße fliegt?“

„Was fangen sie an, Iwan?“

„Sie suchen sich eine neue Stelle und finden sie oft am gleichen Tag . . . Aber natürlich müssen sie suchen! Hier kannst du lange suchen . . . du wirst nicht wieder eingestellt . . . hier hier kannst du verhungern oder Räuber werden . . .“

„Oh, meine Mutter, meine Schwestern, mein Bruder . . .“ jammerte Lenina. Sie übersprang mit ihren Gedanken die sämtlichen andern Möglichkeiten, an die sie vielleicht denken konnte. Sie sah sich auf der Eisenbahn, auf der Fahrt in ein fernes, zweifelhaftes Land, auf der Flucht vor schlechten Menschen, ohne Hoffnung, bessere zu finden. „Oh, meine Mutter!“ weinte sie laut vor sich hin.

Iwan ließ sie weinen. Er wußte, daß sie dabei vernünftiger wurde. Wenn sie ihre Tränen vergoß, zerfließte die Wut in ihr, die leicht gefährlich werden konnte. Den Fall gefest, ein Polizist käme die Gartentreppe herauf, und Frau Katja war in

Wut, dann verdarb sie einem besonnenen Manne das Spiel. Wenn sie aber geweint hatte, konnte sie sehr nützlich sein. Sie lächelte dann meistens, ohne zu wissen, warum, und schien zu vergessen, mit wem sie's zu tun habe. Sie konnte einen Menschen, der alles andere als Höflichkeit verdient hatte, zum Sitzen einladen. Sie konnte einem Tischknecht oder einem Schnüffler Tee anbieten. Sie war imstande, einem Steuerkommissär rührende Geschichten von ihrer Mutter oder ihrer Großmutter zu erzählen. So war Katja, genannt Lenina.

Als sie sich ausgeweint, wurde sie in der Tat heiter. Sie würde also mitkommen, in die Schweiz, sagte sie. Die Zeiten konnten sich ja wieder ändern, und ein Russe und Christ würde wieder Besuche im Ausland machen dürfen, oder ein Schweizer in Rußland. Das war doch in früheren Jahren auch so, oder nicht?

„Siehst du, das ist vernünftig gedacht, Jekaterina Gawriela“, lachte Iwan. „Alle werden wieder reisen können, über die Grenzen in andere Länder, wie wir wollen, wenn nur endlich die verfluchte Angst vor den Spionen und dem Krieg ein Ende nimmt. Jetzt schicken sie uns fort, über die Grenze, dich und mich und das Kind, aber eines Tages werden sie uns schreiben: Kommt wieder, Iwan Zraggen und Lenina Serpuchowa . . . wir brauchen Leute, immer mehr Leute, und dann packen wir zusammen und fahren wieder nach Leningrad!“

Katja klammerte sich an seine Worte. Wie schwer sie sich an den Gedanken gewöhnt hatte, mit ihrem Manne wandern zu müssen, wie lange sie sich auch gestraubt hatte die Jahre hindurch, den Lockungen der Freunde in seiner Heimat zu folgen und einem nie gewiffen Lose zu enttrinnen . . . auf einmal gewann das lange Verworfene in ihr Gestalt. Daß es aber Gestalt gewann, hatte seinen Grund darin, daß ihr Mann vom Wiederkommen sprach. Sie wollte eine Reise machen und ein wenig lange fortbleiben, aber sie dachte an die Rückkehr. Und daß sie unter dieser Bedingung endlich die Ausreise für möglich gehalten, verdankte Iwan dem brutalen Briefe, der nichts enthielt als die Mitteilung, daß Lenina entlassen sei, fristlos, begründungslos, ohne Bedauern.

Sie hatten, als sie den Regenbogen einer bessern Zeit über die jäh hereingebrochene trübe Gegenwart spannten, ganz vergessen, daß sie in einer Großstadt lebten, in welcher jeder sein Brot vom Staat verdiente, ausgenommen einige heimliche Bettler, die noch nicht ganz ausgestorben waren. Das Schrecknis, nun zu diesen Bettlern zu gehören, war größer, als daß zwei gewöhnliche Menschen ihm in die Augen zu schauen wagten. Niemand, der Iwan und Lenina in den nächsten Tagen beobachtete, kam auf den Gedanken, daß sie in so schlimmer Lage sein könnten. Sie ließen die halbe Zeit den Radioapparat laufen, sie trieben Spiele mit der kleinen Gawriela, sie lachten und erzählten sich Geschichten . . . kurz, die Nachbarn, die sie nicht kannten, mußten den Eindruck erhalten, als ob beide ihre Ferien zu Hause verbrächten und sehr ausgelassen seien.

Aber nach ungefähr einer Woche hörten die Nachbarn Lenina zu ihrem Manne sagen: „Mach deine Sache gut, Wanjä! Wenn ich die Betten verkaufen kann, verkaufe ich sie. Aber wie soll ich's anfangen, wenn einer sie gleich mitnehmen will? Vielleicht bekommst du den Paß nicht sofort . . . dann haben wir

keine Betten mehr und müssen auf dem Fußboden schlafen, bis du den Paß heimbringst . . .“

„Verkaufe die Möbel, wenn du kannst, Katja“, antwortete Iwan. „Wenn sie einer sofort haben will, muß er etwas mehr bezahlen. Das wird sie ja bis Monatsende warten lassen . . .“

Iwan stieg in die vormittags halbleere Straßenbahn und erreichte den Platz, den er so oft überquert hatte, ohne zu beachten, daß in einem der alten Häuser aus der Zarenzeit das Büro eingerichtet war, in welchem er nun seines Passes wegen vorsprechen mußte. Er dachte daran, wie sein Vater über diese Büros geflücht hatte, der alte Zraggen, auf schweizerisch, vor langen Jahren. Nichts als Zigaretten rauchen könnten die Burschen in diesen Büros, und faul in den Sesseln liegen und die Bürger anstarren.

„Es ist nicht anders geworden . . .“ dachte Iwan, als er endlich den Raum fand, in welchem Angelegenheiten der Art behandelt wurden, wie er sie vorzubringen hatte.

„Was willst du? Einen Paß willst du?“ fragte ein junger, massiver, fleischiger Bursche mit glatt rasiertem Gesicht und borstigen Haaren. „Du scheinst hinter dem Mond zu wohnen. Weißt du nicht, daß es keine Pässe mehr gibt, ausgenommen für die Beauftragten, welche die Regierung ins Ausland schickt?“

„Verzeihung, Genosse, die Sache verhält sich anders. Ich habe einen Paß. Ich bin Schweizer und will nur den Ausreisevermerk für mich, samt Frau und Kind. Man hat mich hieher geschickt.“

Der Beamtekehrte sich ab und setzte sich zu seinen Amtsgenossen. Drei Mann verhandelten miteinander im Flüsterton, dann ging jeder in eine andere Abteilung, und eine gute halbe Stunde blieb der Raum leer. Iwan setzte sich auf das Brett, das der Schalterreihe entlangführte, und döste sich in eine Gedankenlosigkeit hinein, die solches Warten allein ermöglicht.

Nach einer halben Stunde kamen die drei Männer wieder, und der erste, der die zwei andern um Rat gefragt, begann ein regelrechtes Verhör mit Iwan. Warum er seinen Ausreisevermerk wolle?

Iwan holte sein geduldiges Lächeln hervor und spielte den Verwunderten. „Wir sind wohl beide auf dem Mond gewesen, Genosse. Warum muß ein Ausländer seinen Paß verlangen? Geht etwa einer freiwillig aus Leningrad in das verfluchte kapitalistische Ausland zurück? Die einen gehen, weil man ihnen auf die Schliche gekommen und weil der Boden unter ihren Füßen brennt. Die andern müssen dafür büßen, daß die ersten spioniert und sabotiert haben. Wenn ich einen dieser Saboteure erwische, will ich ihn der Tscheka mit eigener Hand überliefern. Mich haben die Burschen um mein Brot gebracht . . . und nun soll ich auch meine Heimat verlieren . . .“

Auf diese lange Rede hin wandte sich der Beamte wieder seinen Kollegen zu und flüsterte von neuem mit ihnen. Danach suchten und wühlten alle drei in verschiedenen Schränken und blätterten in allerlei Papieren herum. Schließlich kehrte der Schaltermann zurück und fragte Iwan nach seinem Namen.

„Wir müssen wissen, ob du auf der Liste der Spione und Saboteure stehst, oder ob du einfach als Ausländer entlassen wirst und abreisen mußt, ohne daß du erst einen Ausreisevermerk in deinen Paß bekommst“, fügte er drohend bei.

Sie studierten nun zum dritten Mal die Papiere und verglichen sie mit dem Namen, den ihnen Iwan auf einen Zettel geschrieben. Sie fanden lange nichts, bis plötzlich einer sagte: „Hier!“ Und bis sie alle drei auf ihn schauten und ihn aufmerksam begutachteten.

„Du hast Glück“, rief der festfleischige Bursche. „Du stehst nicht auf der Saboteurliste . . .“

„Das ist schön von dir, daß du mir das bestätigst“, antwortete Iwan. „Gibst du mir nun den Reisevermerk? Der Zug, mit welchem wir fahren, wird im Paß eingetragen, oder nicht?“

Er reichte ihm seinen Ausweis. Nach einer Weile brachte ihn ein Schreiber aus dem Nebenraum zurück. Ein paar Stempel wurden eingetragen, dann sagte der erste Mann: „Hier!“

Iwan las aufmerksam die Eintragung, stützte und wies mit dem Finger auf die Notiz: „Ausreisebewilligung für . . . für mich . . . und . . . ihr habt meine Frau und mein Kind ver-
gessen, Genossen! Ich will nicht riskieren, daß mir an der Grenze einer sagt: Deine Frau hat keine Bewilligung, auszureisen.“

Der Beamte betrachtet ihn mit schweren, glasigen Augen, schüttelte den Kopf und sagte: „Nun hast du Recht, mein Lieber! Du hast einen Paß und mußt reisen, und wenn du nicht in drei Tagen die Grenze hinter dir hast, wird dich die Tscheka hinüberbringen. Aber die Sowjetbürgerin Lenina Serpuchowa ist Sowjetbürgerin und erhält keine Ausreisebewilligung. Auch das Kind Gawriela ist Bürgerin der Sowjetrepublik und bleibt hier. Wenn du mir nicht glaubst, kannst du in Zimmer 26 nachfragen, dort wird man dir genau Bescheid geben.“

Iwan würgte die Erregung, in welche ihn die unerwartete Eröffnung versetzte, hinunter und erzwang mit unendlicher Mühe ein kleines Lächeln. „Gut, ich danke dir!“ sagte er. „Ich werde in Nummer 26 fragen. Wahrscheinlich hast du dich geirrt, und Frau Lenina wird vor die Wahl gestellt werden, ob sie mit mir ziehen oder das russische Bürgerrecht einbüßen wolle . . .“

„Wenn du so geschickt bist, werden wir dich da behalten, und du wirst uns Unterricht geben müssen“, sagte der Bursche kühl.

Iwan nahm die Türklinke in die Hand, verbeugte sich und gab sich dabei den Anschein eines linkschen, schüchternen Kerls, der nicht weiß, wie tiefe Bücklinge man vor dem hohen Beamten zu machen habe. Den Korridor entlang bis auf Nummer 26 aber lief er straff aufrecht und malte mit den Zähnen den Zorn entzwei, damit ihn die Herren des zweiten Büros nicht merken möchten. Dann pochte er fast furchtsam an und öffnete leise.

Ein fetter Mensch, der gerade seine Schweißstirne mit einem bunten Tuch abwischte, saß allein auf seinem großen Drehstuhl und tunkte die Feder in ein großes Tintenfaß. Es war eine Füllfeder, aber sie funktionierte augenscheinlich nicht. Iwan hustete leise, um sich bemerkbar zu machen. Der Mann brummte: „Warum wird dahinten gehustet? Ich hab dich schon bemerkt. Hab ein wenig Geduld!“

„Ich weiß, so ein Posten gibt viel Arbeit“, sagte Iwan, „aber meine Sache ist eine Kleinigkeit, und ich möchte nicht, daß du dich mehr als einmal damit befassen mußt, Genosse! Es geht gerade vor der Mittagspause hinein.“

Auf eine so kede Anrede hin kam der Mann ans Gitter. Iwan trug ihm seinen Fall vor. „Es ist ein Unglück, Genosse“, sagte er mit unendlichem Bedauern. „Ich bin hier geboren, bin russischer Bürger, bin ein Angestellter des Sowjetvaterlandes, habe niemals einen Tadel erhalten, geschweige daß ich auf der Liste der schlechten Arbeiter stand, und nun muß ich weg, weil einige Engländer und Deutsche sabotiert und spioniert haben. Und nun will mir der Genosse, der diesen Vermerk eingetragen und unterschrieben hat, behaupten, mein Frau und mein Kind dürften im Namen der Sowjetgesetze nicht mit mir ausreisen . . .“

Der Beamte nahm die Brille von der Stirn. „Mein Lieber, erstens will ich nicht, daß ein ausländischer Bourgeois Genosse zu mir sagt. Zweitens kann ich dir sagen, daß du alle Ämter bis hinauf in den Kreml befragen kannst, und keines wird dir eine andere Antwort geben als die, welche dir der Genosse erteilt hat. Deine Frau und dein Kind sind Sowjetbürgerinnen und bleiben da. Die Gesetze eurer verdammten Bourgeoisstaaten kümmern uns gar nichts . . .“

Iwan senkte den Blick. „Ich danke für die Auskunft“, sagte er und ging wieder rückwärts aus dem Amtszimmer. Seine Ratlosigkeit erreichte nahezu die Grenze der Verzweiflung. Aber er mußte sich fassen. Frau Lenina durfte nicht wissen, was ihr zgedacht war. Es schien zwar kein Ausweg zu sein, aber fürs erstere gab es nichts anderes, als seiner Frau den Glauben zu lassen, alles sei in Ordnung, sie würden reisen, in drei Tagen schon, nichts sei mehr zu besorgen als der Verkauf der Möbel, und zwar innert dreier Tage. (Fortsetzung folgt.)